Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Offenburger Tageblatt. [Offenburg-Stadt]. 1950-1952 1951

29 (21.7.1951) Heimatbeilage zum Wochendende

Visual Library

Das Bild der Mutter / Eine Novelle

3. Fortsetzung

In der Rohrhütte, in welcher er einst von seinem Fenster aus die jugendliche Geliebte über ihren Schularbeiten belauscht hatte, saß jetzt zu den Füßen der blonden Mutter ein Kind mit dunklen, nachdenklichen Augen; und wenn er nun den Kopf von seiner Arbeit wandte, so tat er einen Blick in das vollste Glück des Menschenlebens. — — Aber heimlich hatte der Tod sein Korn hineingeworfen. Es war in den ersten Tagen eines Junimondes, da trug man das Bett der schwer Erkrankten aus dem daranliegenden Schlafgemach in das Arbeitszimmer ihres Mannes; sie wollte die Luft noch um sich haben, die aus dem Garten ihres Glückes durch das offene Fenster wehte. Der große Schreibtisch war beiseitegestellt; seine Gedanken waren nun alle nur bei ihr. — Draußen war ein unvergleichlicher Frühling aufgegangen; ein Kirschbaum stand mit Blüten überschneit. In unwillkürlichem Drang hob er die leichte Gestalt aus den Kissen und trug sie an das Fenster. „Oh, sieh es noch einmal: Wie schön ist doch die Welt!"

Aber sie wiegte leise ihren Kopf und sagte: „Ich sehe es nicht mehr." — —

Und bald kam es, da wußte er das Flüstern, welches aus ihrem Mund brach, nicht mehr zu deuten. Immer schwächer glimmte der Funken; nur ein schmerzliches Zucken bewegte noch die Lippen, hart und stöhnend im Kampf um das Leben ging der Atem. Aber es wurde leiser, immer leiser, zuletzt süß wie Bienenhonig. Dann noch einmal war's, als wandle ein blauer Lichtstrahl durch die offenen Augen; und dann war Frieden.

„Gute Nacht, Marie!" — Aber sie hörte es nicht mehr.

Noch ein Tag, und die stille, edle Gestalt lag unten in dem großen, dämmrigen Gemach in ihrem Sarg. Die Diener des Hauses traten leise auf; drinnen stand er neben seinem Kind, das die alte Anne an der Hand hielt.

„Nesi", sagte diese, „du fürchtest dich doch nicht?"

Und das Kind, von der Erhabenheit des Todes angeweht, entwortete: „Nein, Anne, ich bete."

Dann kam der allerletzte Gang, welcher noch mit ihr zu gehen ihm vergönnt war. Die ersten Lerchen stiegen eben in die Luft.

Das war vorüber; aber er besaß sie noch in seinem Schmerz; wenn auch ungesehen, sie lebte noch mit ihm. Doch unbemerkt entschwand auch dies; er suchte sie oft mit Angst, aber immer seltener wußte er sie zu finden. Nun erst schien ihm sein Haus unheimlich leer und öde; in den Winkeln saß eine Dämmerung, die früher nicht dort gesessen hatte; es war so seltsam anders um ihn her; und sie war nirgends. —

Der Mond war aus dem Wolkendunst hervorgetreten und beleuchtete hell die unten liegende Gartenwildnis. Er stand noch immer an derselben Stelle, den Kopf gegen das Fensterkreuz gelehnt; aber seine Augen sahen nicht mehr, was draußen war.

Da öffnete sich hinter ihm die Tür, und eine Frau von dunkler Schönheit trat herein.

Das leise Rauschen ihres Kleides hatte den Weg zu seinem Ohr gefunden; er wandte den Kopf und sah sie forschend an.

„Ines!" rief er; er stieß das Wort hervor, aber er ging ihr nicht entgegen.

Sie war stehengeblieben. „Was ist dir, Rudolf? Erschrickst du vor mir?"

Er schüttelte den Kopf und versuchte zu lächeln. „Komm", sagte er, „laß uns hinuntergehen."

Aber während er ihre Hand faßte, waren ihre Augen auf das von der Lampe beleuchtete Bild und die danebenstehenden Blumen gefallen. — Wie ein plötzliches Verständnis flog es durch ihre Züge. „Es ist ja bei dir wie in einer Kapelle", sagte sie, und ihre Worte klangen kalt, fast feindlich.

Er hatte alles begriffen. „O Ines", rief er, „sind nicht auch dir die Toten heilig?"

„Die Toten! Wem sollten die nicht heilig sein! Aber, Rudolf" — und sie zog ihn wieder an das Fenster; ihre Hände zitterten und ihre schwarzen Augen flimmerten vor Erregung —, „sag mir, die ich jetzt dein Weib bin, warum hältst du diesen Garten verschlossen und läßt keines Menschen Fuß hinein?"

Sie zeigte mit der Hand in die Tiefe; der weiße Kies zwischen den schwarzen Pyramidensträuchern schimmerte gespenstisch; ein großer Nachtschmetterling flog eben darüber hin.

Er hatte schweigend hinabgeblickt. „Das ist ein Grab, Ines", sagte er jetzt, „oder, wenn du lieber willst, ein Garten der Vergangenheit."

Aber sie sah ihn heftig an. „Ich weiß das besser, Rudolf! Das ist der Ort, wo du bei ihr bist; dort auf dem weißen Steige wandelt ihr zusammen; denn sie ist nicht tot; noch eben, jetzt in dieser Stunde warst du bei ihr und hast mich, dein Weib, bei ihr verklagt. Das ist Untreue, Rudolf; mit einem Schatten brichst du mir die Ehe!"

Er legte schweigend den Arm um ihren Leib und führte sie, halb mit Gewalt, vom Fenster fort. Dann nahm er die Lampe von dem Schreibtisch und hielt sie hoch gegen das Bild empor. „Ines, wirf nur einen Blick auf sie!"

Und als die unschuldigen Augen der Toten auf sie herabblickten, brach sie in einen Strom von Tränen zu. „O Rudolf, ich fühle es, ich werde schlecht!"

„Weine nicht so", sagte er. „Auch ich habe unrecht getan; aber habe auch du Geduld mit mir!" — Er zog ein Schubfach seines Schreibtisches auf und legte einen Schlüssel in ihre Hand. „Oeffne du den Garten wieder, Ines! — — Gewiß, es macht mich glücklich, wenn dein Fuß der erste ist, der wieder ihn betritt. Vielleicht, daß sie dir dort im Geist begegnet und mit ihren müden Augen dich so lange ansieht, bis du schwesterlich den Arm um ihren Nacken legst?"

„Nun, Ines, willst du nicht annehmen, was ich dir gegeben habe?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Noch nicht, Rudolf, ich kann noch nicht, später — später; dann wollen wir zusammen hineingehen." Und indem ihre schönen, dunklen Augen bittend zu ihm aufblicken, legte sie still den Schlüssel auf den Tisch.

*

Ein Samenkorn war in den Boden gefallen, aber die Zeit des Keimens lag noch fern.

Es war im November. — Ines konnte endlich nicht mehr daran zweifeln, daß auch sie Mutter werden solle, Mutter eines eigenen Kindes. Aber zu dem Entzücken, das sie bei dem Bewußtsein überkam, gesellte sich bald ein anderes. Wie ein unheimliches Dunkel lag es auf ihr, aus dem allmählich sich ein Gedanke gleich einer bösen Schlange emporwand. Sie suchte ihn zu verscheuchen, sie flüchtete sich vor ihm zu allen guten Geistern ihres Hauses, aber er verfolgte sie, er kam immer wieder und immer mächtiger. War sie nicht nur von außen wie eine Fremde in dies Haus getreten, das schon ohne sie ein fertiges Leben in sich schloß? — Und eine zweite Ehe — gab es denn überhaupt eine solche? Mußte die erste, die einzige, nicht bis zum Tode beider fortdauern? — Nicht nur bis zum Tode! Auch weiter — weiter, bis in alle Ewigkeit! Und wenn das? — Die heiße Glut schlug ihr ins Gesicht; sich selbst zerfleischend, griff sie nach den härtesten Worten. — Ihr Kind — ein Eindringling, ein Bastard würde es im eignen Vaterhaus sein!

Wie vernichtet ging sie umher; ihr junges Glück und Leid trug sie allein; und wenn der, welcher den nächsten Anspruch hatte, es mit ihr zu teilen, sie besorgt und fragend anblickte, so schlossen sich ihre Lippen wie in Todesangst.

In dem gemeinschaftlichen Schlafgemach waren die schweren Fenstervorhänge heruntergelassen, nur durch eine schmale Lücke zwischen denselben stahl sich ein Streifer Mondlicht herein. Unter quälenden Gedanken war Ines eingeschlafen, nun kam der Traum; da wußte sie es: sie konnte nicht bleiben, sie mußte fort aus diesem Haus, nur ein kleines Bündelchen wollte sie mitnehmen, dann fort, weit weg — — zu ihrer Mutter, auf Nimmerwiederkehr! Aus dem Garten, hinter den Fichten, welche die Rückwand desselben bildeten, führte ein Pförtchen ins das Freie; den Schlüssel hatte sie in ihrer Tasche, sie wollte fort — — gleich. — —

Der Mond rückte weiter, von der Bettstatt auf das Kissen, und jetzt lag ihr schönes Antlitz voll beleuchtet in seinem blassen Schein. — Da richtete sie sich auf. Geräuschlos entstieg sie dem Bett und trat mit nackten Füßen in ihre davorstehenden Schuhe. Nun stand sie mitten im Zimmer in ihrem weißen Schafgewand; ihr dunkles Haar hing, wie sie es nachts zu ordnen pflegte, in zwei langen Flechten über ihrer Brust. Aber ihre sonst so elastische Gestalt schien wie zusammengesunken; es war, als liege noch die Last des Schlafes auf ihr. Tastend, mit vorgestreckten Händen, glitt sie durch das Zimmer, aber sie nahm nichts mit, kein Bündelchen, keinen Schlüssel. Als sie mit den Fingern über die auf einem Stuhl liegenden Kleider ihres Mannes streifte, zögerte sie einen Augenblick, als gewinne eine andere Vorstellung in ihr Raum; gleich darauf aber schritt sie leise und feierlich zur Stubentür hinaus und weiter die Treppe hinab. Dann klang unten im Flur das Schloß der Hoftür, kalte Luft blies sie an, der Nachtwind hob die schweren Flechten auf ihrer Brust.

Wie sie durch den finsteren Wald gekommen, der hinter ihr lag, das wußte sie nicht; aber jetzt hörte sie es überall aus dem Dickicht hervorbrechen; die Verfolger waren hinter ihr. Vor ihr erhob sich ein großes Tor; mit aller Macht hier kleinen Hände stieß sie den einen Flügel auf; eine öde, unabsehbare Heide dehnte sich vor ihr aus, und plötzlich wimmelte es von großen schwarzen Hunden, die in emsigem Lauf gegen sie daherrannten; sie sah die roten Zungen aus ihren dampfenden Rachen hängen, sie hörte ihr Gebell, immer näher — tönender — —

Da öffneten sich ihre halbgeschlossenen Augen, und allmählich begann sie zu fassen. Sie erkannte, daß sie eben innerhalb des großen Gartens stehe; ihre eine Hand hielt noch die Klinke der eisernen Gittertür. Der Wind spielte mit ihrem leichten Nachtgewand; von den Linden, welche zur Seite des Einganges standen, wirbelte ein Schauer von gelben Blättern auf sie herab. — Doch — was war das? — Drüben aus den Tannen, ganz wie sie es vorhin zu hören glaubte, erscholl auch jetzt das Bellen eines Hundes, sie hörte deutlich etwas durch die dürren Zweige brechen. Eine Todesangst überfiel sie. — Und wieder erscholl das Gebell.

Fortsetzung folgt

Zwischen Rhein und Schwarzwald

Heimatbeilage zum Wochenende

2. JAHRGANG | 21. Juli 1951 | Nummer 29

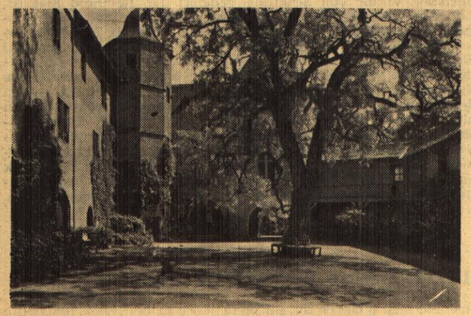
Auf den Spuren des Götz von Berlichingen

Erlebnisse einer Sommerfahrt durchs Frankenland

Auf historischem Hintergrunde hat Goethe in seinem dramatischen Werk „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand", das jetzt an der Geburtsstätte des Götz seine festliche Aufführung erlebt, das Bild eines Deutschen gezeichnet, dessen tragisches Schicksal einen politisch bedeutsamen Zeitabschnitt oberdeutscher Geschichte widerspiegelt. In die historische Landschaft zwischen Odenwald und Taubergrund, zwischen Neckar- und Jagsttal, führt unsere Leser der heutige Aufsatz unseres Berichterstatters. Er hatte Gelegenheit, beim Besuch der Götz-Stätten auch die letzten Nachkommen des „Ritters mit der eisernen Hand" zu sprechen und schildert im Folgenden seine dabei gewonnenen Eindrücke.

Die berühmt gewordene eiserne Hand

Blumenreiche Wiesen und Obstgärten säumen den fischreichen Flußlauf. In die harmonische, idyllisch-stille Landschaft fügen sich die malerischen Bilder der altersgrauen Ortschaften mit ihren wehrhaften Mauern, Türmen und Burgen, die stimmungsvollen Kirchen und schönen Fachwerkgiebeln. Die Burgromantik, die sich hier allerorts um Götz von Berlichingen spinnt, wird gekrönt durch die weithin die Landschaft beherrschende Burg Hornberg bei Neckarzimmern. Hier hat er 45 Jahre lang gehaust, der alte Haudegen; hier rief ihn der Kaiser



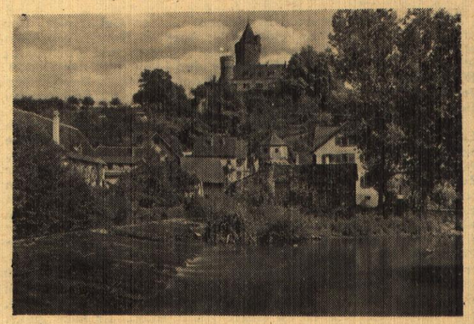
Die Götzenburg in Jagsthausen (Württemberg), Geburtsstätte Götz von Berlichingens

zum Kampf gegen die Türken und Franzosen; hier holten ihn die fränkischen Bauern, um unter ihm gegen die Unterdrücker zu ziehen; hier verbrachte er schließlich seine Ruhetage, als er nach der Teilnahme am Bauernkrieg Urfehde hat schwören müssen. Hier auf Hornberg hauchte Götz von Berlichingen, seit dem 79. Lebensjahr erblindet, schließlich am 23. Juli 1562 seinen Geist aus, jenen ungestümen, den man noch zu verspüren glaubt, wenn man nun Jahrhunderte später durch die Burggemächer schreitet, in denen er seine Lebenserinnerungen mit der linken Hand, nachdem er seine Rechte in einem erbitterten Kampfe bei Landshut bereits im 24. Lebensjahr verloren hatte, niederschrieb.

Von Hornberg aus nehmen wir denselben Weg, auf dem der tote Ritter einst im engen Brettersarg auf einem Leiterwagen, gezogen von seinen Lieblingsrössern, seine letzte Fahrt angetreten hat. In Möckmühl erinnern Turm und Burg daran, daß 1519 Götz als württembergischer Amtmann die — von Goethe verherrlichte, aber wohl aus dramaturgischen Gründen nach Jagsthausen verlegte — Belagerung durch den schwäbischen Bund auszuhalten hatte und beim Ausfall in dreijährige Gefangenschaft der Heilbronner geriet. Ueber Olnhausen, der Heimat jenes kunstreichen Schmiedes, der Götz die erste eiserne Hand fertigte, kommen wir nach Jagsthausen, wo Götz von Berlichingen als jüngster von fünf Brüdern im Jahre 1480 das Licht der Welt erblickt hat

Im schattigen Park über der munteren Jagst liegt die alte „Götzenburg". Durch das wappengeschmückte Tor erreicht man den weiten Burghof, wo sich an den Torturm Kemenate, Pallas mit Rittersaal, Bergfried und überdachter Wehrgang aneinanderreihen neben gewaltigen Türmen, die Bibliothek und Archiv bergen. Hier befindet sich, neben reichen römischen Altertümern und interessanten Erinnerungen an die Berlichingen, die berühmte eiserne Hand Götzens

Mit Stolz zeigen die jetzigen Burgherren, Wolff-Götz Dittrich, Hanns und Sigmund von Berlichingen dem Besucher diese eiserne Hand als wertvollste Erinnerungsgabe an den tapferen Vorfahren und verweisen gerne dabei auf die — heute bereits sprichwörtlich gewordenen — wuchtigen Schläge, mit denen er sich allzeit mächtigen Respekt zu verschaffen wußte. In alten Chroniken liest man indessen, daß der Ritter mit der eisernen



Möckmühl im Jagsttal mit der Burg des Götz von Berlichingen

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Baden-Württemberg

Hand auch manche herzliche Liebkosung zarten Ritterfräuleins hat angedeihen lassen.

Während wir vor diesem wohlbehüteten Schatz stehen, der nach einem Berlichingischen Hausgesetz allen Berlichingern beider Linien gemeinsam gehören soll für alle Zeiten, werfen wir durchs Burgfenster einen Blick nach dem gegenüberliegenden Dorf Berlichingen. Es gab einst den Rittern ihren Namen und führt heute im Ortswappen die eiserne Hand des berühmtesten der Geschlechterfolgen. Drüben im nahen Krautheim aber war es, wo Götz dem mainzischen Amtmann Stumpf, auf den er gar nicht gut zu sprechen war, jenes „klassische Zitat" zurief, das durch Goethe „Weltruhm" erlangte.

Von Jagsthausen ist es nicht mehr weit nach Kloster Schöntal, einem Juwel deutscher Barockkunst. Im Kreuzgang der alten Zisterzienserabtei ruhen die Gebeine Götz von Berlichingens. Man steht vor dem Epitaph, einer graugelben Sandsteinplatte, auf der der alte Recke sanft und gütig niederknend, dargestellt ist. Nichts deutet auf seine bewegte Vergangenheit. Die schwertgewohnten Hände hat er zum Gebet gefaltet und es scheint, als wolle er aufrecht, treu und tapfer, edel und fromm und allezeit frohen Mutes, Recht und Wahrheit suchend, in einer tief verworrenen Zeit des politischen Umbruchs, Rechenschaft geben vor seinem höchsten Richter.

Curt Engel

Das Grabmal im Kloster Schöntal

Die Kunst in Baden / Zum neuen Heft „Badische Heimat"

Die Wiedereröffnung der Staatlichen Kunsthalle in Karlsruhe veranlaßte den Landesverein Badische Heimat, das zweite Heft des 31. Jahrganges 1951 seiner Zeitschrift „Badische Heimat / Mein Heimatland" der Kunst in Baden zu widmen. — Prof. Dr. Kurt Martin, der Direktor der Kunsthalle, behandelt einführend die Geschichte und Bedeutung der weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannten Galerie. Ihre Schätze waren durch mühevolle Bergung gerettet worden, während das Gebäude dem schweren Angriff am 4. Dezember 1944 zum Opfer fiel. Zu ihrer Wiedereröffnung erhielt die Kunsthalle vom Staat, der Stadt Karlsruhe und anderen Stiftern Gemälde bedeutender Künstler geschenkt, welche im Heft zusammen mit den berühmten Werken des Altbesitzes wiedergegeben sind, so: die Kreuzigung von Mathias Grünewald, Rembrandts Selbstbildnis, Werke von Chardin, Hans von Marées, Hans Thoma, Johann Wilhelm Schirmer, Wilhelm Trübner /u. a.

Durch die Jahrhunderte unserer abendländischen Kultur hat sich jede Generation mit der Antike als fortwirkender geistiger Macht und künstlerischem Vorbild auseinandergesetzt. In Betrachtung des „Gastmahl des Plato" von Anselm Feuerbach weist Dr. Jan Lauts, Karlsruhe, in feinsinnigen Gedanken auf dieses Problem hin, welches auch von unserer Generation nicht übersehen werden darf und durch die Umschlagbilder des Heftes symbolisiert ist. — Der religiösen Kunst des Mittelalters sind Aufsätze gewidmet von Frl. Dr. Schroth, Freiburg, über Kostbarkeiten des frühen Mittelalters am Oberrhein, von Frl. Dr. Lilli Fischel über den Meister der Karlsruher Passion, von Dr. Altgraf Christian zu Salm, Donaueschingen, über das Bildwerk der hl. Verena von Engelswies bei Meßkirch, von Dr. Klaus Mugdan, Heidelberg, über den Windsheimer Zwölfbotenaltar.

Durch die Entdeckung einer bisher übermalten Beschriftung gelang es im Zusammenhang mit einem Kirchenbucheintrag, den Meister des Windsheimer Altares mit Tilman Riemenschneider zu identifizieren. Für die Karlsruher Passion konnte Dr. Fischel als Meister den wohl in der Literatur bekannten, in seinen Werken aber bisher nicht nachgewiesenen Hans Hirtz aus Straßburg mit größter Wahrscheinlichkeit erkennen. Die plastische Kunst des Barock und des ausgehenden 18. Jahrhunderts ist vertreten durch die Arbeit von Dr. Arthur v. Schneider, Direktor des Landesmuseums Karlsruhe, über den „lautenspielenden Engel" des aus dem oberbayerischen Wessobrunn stammenden und lange Zeit in Mimmenhausen im Linzgau wirkenden Künstlers Joseph Anton Feuchtmayer und durch den Aufsatz von Frau Lore Noack-Heuck über die Freiburger Zunftbüsten. Unter diesen Plastiken finden sich solche von Joh. Christian Wenzinger und Matthias Faller.

Ein kostbares Minnekästchen des 15. Jahrhunderts im Besitze des Freiburger Augustinermuseums beschreibt Dr. Hermann Gombert, die Reihe der Standesscheiben im Endinger Rathaus aus den Jahren 1528/29 Prof. Dr. Werner Noack, Direktor der Städtischen Sammlungen, Freiburg. Diese Scheiben gehen in der Mehrzahl auf die Freiburger Werkstatt des Glasmalers Hans Gitschmann von Rapoltstein zurück und wurden nach Rissen bedeutender Meister gefertigt. Mit den vielen Wappen der geistlichen und adeligen Stifter sind sie auch bedeutende historische und genealogische Dokumente. — Zum 125. Geburtstag Viktor von Scheffels gedenkt Dr. Reinhold Siegrist, Leiter des Volksbundes für Dichtung vorm. Scheffelbund, Karlsruhe, des nicht nur als Dichter, sondern auch als Maler begabten Künstlers und bringt Wiedergaben seiner Zeichnungen und Skizzen. — Der Bodenseedichter Dr. Ludwig Finckh veröffentlicht Briefe von Hans Thoma an ihn, welche das urwüchsige Empfinden des Meisters aus Bernau erkennen lassen. — In den Park des Schlosses Favorite mit seinen bemerkenswerten alten Bäumen führt Oberforstrat Richard Melling, Rastatt. — Balthasar Moser widmet dem in Hüfingen gebürtigen Historienmaler und Schöpfer eindrucksvoller badischer Trachtenbildnisse, Rudolf Gleichauf, ein Gedenkblatt. — Mit dem Farbdruck einer Bernauer Landschaft von Hans Thoma und vielen Illustationen weist das Heft in anschaulicher Weise auf den reichen Kunstbesitz unseres Landes hin.

Das Urteil meiner Patin / Von Richard Gängg

Es war im Schwarzwald in meinem kleinen Geburtsort. Der erste Weltkrieg war zu Ende. Alles, was an Hohem gepriesen worden war, wie Sparen, Mäßigkeit, Treue und Ehrlichkeit wurde nun verlacht. An die Stelle der Liebe trat der Genuß. Ein Hexenkessel brach los, eine Zeit der seelischen Bewährung. Jetzt konnte man sehen, wer wirklich ein reines und starkes Herz hatte. Meine Patin Hermine gehörte zu ihnen.

Eines Morgens, ich lag noch im Bett, hörte ich sie vor dem Fenster mit einer mir unbekannten Frau sprechen. Die Fremde erzählt erregt, der Streckenbauer habe eine neue Strolcherei erfunden. Er kaufe Wald von alten Bauern, die nicht mit der Zeit kämen, veräußere ihn um Franken in die Schweiz, ein paar Franken setze er in Bündel von Mark um, und damit kaufe er wieder Wälder. Toll reich werde er. Seine Frau schwimme in Kleidern, Pelzen und Schmuck. Den Sohn schicke er in eine höhere Schule, zwei Töchter seien schon in einem Pensionat. Damit sie „bessere Bildung" lernten. Nebenbei kaufe er den kleinen Buben die Maulwurfsfelle für einige Pfennige ab und verschachere sie, Gott weiß wohin. Sein Motorrad, das er beim Anprall mit einem Randstein schwer beschädigt habe, liege schon seit Wochen an einem Hang unten. Er habe gleich ein Auto erworben.

Was erwiderte meine Patin? Ich hätte es gerne gewußt und strengte meine Ohren an, um kein Wort zu verlieren. Ich stellte sie mir vor in ihren grauen Haaren und der geflickten Arbeitsschürze. Ich sah, wie sie mit ihrem alten Kinderwagen auf den Bergen Bauernerzeugnisse aufkaufte, in die nahe Stadt St. Blasien fuhr und abends schleppenden Ganges mit wertlosem Geld heimkam. Ich dachte daran, wie sie mir, im Gegensatz zu meinem Paten, der einen großen Hof besaß und reich war, nie ein Geschenk machte, daß sie aber trotzdem immer gut zu mir war und ich darum doch viel lieber bei ihr als beim Paten weilte, den ich durchaus schätzte. Aber, die Alte antwortete nur auf die beweglichen Klagen: „Was du sagst! Das ist eine Zeit! Nein!"

Die Fremde fuhr jetzt heftig fort: „Eingelocht gehört er! Er ist einer von denen, die schuld sind, daß unsere Groschen nichts mehr gelten! Aber solchen Leuten tut niemand etwas! Im Gegenteil! Die oben helfen ihnen! Was sagst du? Deine paar Mark sind nun auch wertlos."

Die Patin antwortete gleichmütig: „Ach, ich gönne es jedem, dem es be...r geht als mir."

Diese Antwort traf mich, als würde ich aus einem Hexenkessel auf einen Felsblock gesetzt, und ich sah in ein reiches Herz.

Der Seramin und der Schlosser von Mühl

Von Balthasar Mooser

Es hat den Anschein, als ob auch in der Namensgebung der Kinder Land und Stadt sich einander immer mehr anglichen. Wie selten begegnet man heute einer „Apollone", einer „Scholastika", einer „Ageth", einer „Balbine", einer „Petronella", einer „Afra" oder einem „Severin", einem „Kosmas", einem „Damian", einem „Severin", einem „Theopont", einem „Blasi", einem „Eustachius" oder einem „Seramin". Die unaufhaltsam fortschreitende Gleichmacherei entromantisiert auch die Standesbücher. Doch das nur nebenbei.

Der Seramin, von dem erzählt werden soll, war der „Bott", will besagen der Polizeidiener in einem vom großen Verkehr abgerückten Städtlein zwischen Ebene und Gebirge, im Gefältel der Rebhügelwelt, in der ein guter Tropfen zu gedeihen pflegte. Was wunders, daß der Seramin nicht selten Gelegenheit fand, sich mit den „geborenen Hockern", Stammtisch- und anderen Gästen herumzubalgen, die der Meinung waren, die Polizeistunde gehe sie einen Dr... an.

Man mußte es dem „Bott" lassen, daß er sich rechtschaffene Mühe gab, den Bummelanten, die sich nicht entschließen konnten, im Wirtshaus aufzubrechen, wenn es dazu gebotene Zeit war, mit aller Höflichkeit zuzureden, sie sollten jetzt nach Stock und Hut und im Winter obendrein nach dem Mantel greifen. Die Herren, so erklärte der Seramin fast mit gefühlvollem Pathos, dürften davon überzeugt sein, daß nichts ihm peinlicher wäre, als etwa „hochgeehrteste Bürgerherren" zu bestrafen, also ihnen einen „Bußzettel" zu senden. Auch wenn solcher Zuspruch, wie es meist geschah, mit vollhalsigem Gelächter erwidert wurde, gab der „Bott" weder Ruhe noch freundliche Bereitschaft auf, zum bösen Spiel gute Miene zu machen. Es mußte schon ganz dick kommen, bis er seine Dienstmütze zurecht rückte, den in einer verwetzten Lederscheide steckenden krummen Säbel, am Bandelier über die Brust getragen, vom Rücken auf die linke Seite zog und kund tat, er müsse jetzt zur „Exekution" schreiten.

Es war schon erstaunlich, wie geschickt und gewandt der Seramin ernstliche Zwischenfälle bei solchen nachmitternächtlichen Gasthausszenen zu vermeiden wußte. Es steckte fürwahr das Zeug zu einem gewiegten Diplomaten in ihm, was ihm denn auch oft bezeugt wurde.

Einmal allerdings ist auch der Seramin „aus der Haut gefahren". Und die Episode, die sich dabei abspielte, ist zu einiger, wie man sagen darf, volkstümlicher Berühmtheit gelangt.

In der Nähe vom Städtlein, dessen Ruhe und Ordnung von der Gewissenhaftigkeit und Dienstbeflissenheit des Seramins — kaum jemand im Ort wußte, wie der „Bott" mit dem Familienname hieß, so wahrhaft populär war er — wie von seiner Bonhomie abhing, barg sich in einem schönen Park das kleine alte Barockschloß Mühl. Früher adliger Besitz, war es in das Eigentum eines ehemaligen Farmers übergegangen, der mit beträchtlicher Wohlhabenheit aus der Fremde in die Heimat zurückgekehrt war und nun den Landlord spielte. Er tat das mit großer Freigebigkeit, lud, so oft er im benachbarten Städtlein einkehrte, neue und alte Bekannte ein, wobei er sich allerdings selbst als der unbekümmertste Zecher erwies.

Nun war der Schloßherr von Mühl, wie er sich gern angesprochen hörte, auch wieder einmal für einen Abend in den Bereich der Seraminischen Polizeigewalt gekommen, hatte von einer Wirtschaft zur anderen den Markgräflern und Kaiserstühlern unbesorgt zugesprochen und war darüber um Mitternacht weit über seinen Eichstrich hinaus geraten. Als er, obwohl die Polizeistunde bereits beträchtlich überschritten war, die „Blume" verlassend, schauen wollte, ob er vielleicht in der „Schnecke" noch einen Schoppen bekommen könnte, begann er, mehr beseligt als schön, vor sich hinzusingen: „Drum sag ich's noch einmal — mal —, schön seins die Ju — Jugendjahr ..." Da tauchte denn auch schon der Seramin auf: „Sie müssen schweigen, mein Herr!" Der Schloßherr lachte: „Wa — was muß ich — schwei — schweigen? Ich kann singe, wenn's — wenn's — mir paßt". Der „Bott": „Nein, das können Sie nicht, mein Herr! Denken Sie doch, bitte: Was würden Sie sagen, wenn Sie schlafen täten, und es täte einer singen mitten in der Nacht? Ich weiß, Sie verstehen mich, mein Herr!" Der freundlich Belehrte lachte noch ungebärdiger: „Was seisch Due? Ich dät schlo — schlofe? I glaub, Du bisch verruckt. I bin ganz wa — wach. Un überhaupt muesch Du doch wisse, Du Simpel, wer ich bin. Ich bin doch der Schloßherr von Mühl! Verstande! E richtige Schlo — Schloßherr". Jetzt riß dem Seramin die Geduld, und auch er sprach nun alemannisch: „Schlosser her, Schlosser hin — wenn ihr's Mul nit halte, sperr ich Euch ins Loch . . ."

Der Wortwechsel hatte so vernehmliche Lautstärke angenommen, daß im Haus, unter dem er vor sich ging, ein Bürgersmann vom Bett aufstand und am offenen Fenster lauschte. Ueber ihn wurde die „Geschichte vom Schlosser her — Schlosser hin" bekannt. Durch sie hatte der Seramin eine erhebliche Mehrung von Ansehen und Volkstümlichkeit zu buchen. Der „Schlosser von Mühl" aber, obwohl er lange schon in die ewigen Jagdgründe abgezogen ist, lebt noch heute bei alten Leuten in der Erinnerung weiter.

Badisches Land

Segenschweres, fruchtbar Land,
Glut und Glast und Sonnenbrand,
Wälder rauschen, Vogelzug,
Erde, welche trägt genug.
Reiner Sinn, gesundes Blut,
Gottvertrauen, treuer Mut,
Fleiß und Stärke, zähe Kraft,
Herz voll Licht und Leidenschaft,
Brunnen, Bach und See und Teich —
unermeßlich sind wir reich!

K. May

Die Brückenwaage / Von Lambert Rebholz

Rat- und Schulhaus fanden sich unter dem gleichen, von einem heiteren Türmchen gekrönten Dach vereinigt. Auf dem viereckigen Platz vor dem stattlichen Gebäude spielte sich der Markt des Städtchens ab. Für uns wunderfitzige Buben gab es da mancherlei zu schauen. Hühner, in niederen Holzgattern zusammengepfercht, wurden von braunen, gebrochen deutsch parlierenden Frauen oder Männern feilgeboten. Sie seien, wie man uns sagte, aus Italien über die Alpen und durch die Schweiz in den Schwarzwald gekommen. In strohgepolsterten, großen Körben grunzten Ferkel unter weitmaschigen, grobseiligen Netzen. Schnefler-Erzeugnisse und bäuerliches Hafnergeschirr, schön manierlich geordnet, priesen sich gefällig an. Und auf der Brückenwaage, die sich desgleichen vor dem Rathaus befand, verwog man Holz-, Heu- und Strohfuhren, Vieh- und Kartoffeln und was sonst nicht alles.

Auch wenn kein Markt gehalten wurde, gab es bei dieser Brückenwaage viel zu sehen. Vor allem in den Schulpausen fesselten uns Szenen, die in ihrem Bereich sich abspielten. Oft wurde, wenn ein Ochse oder ein Kalb verwogen war, um den Preis des Tieres heftig gehandelt. Dabei pflegten nicht selten recht derbe Ausdrücke zwischen den Feilschenden ausgetauscht zu werden. Wir Lauser spitzten die Ohren, ohne aber im geringsten zu verraten, wie begierig wir zuhörten, um unseren Schatz an Worten zu bereichern, die nicht für unsere Ohren bestimmt waren und auch nicht über unsere Lippen hätten kommen sollen. Um so ungenierter bedienten wir uns ihrer bei den Katzbalgereien, zu denen es auf dem Heimweg von der Schule fast regelmäßig kam.

Freilich hätte ich trotz mancherlei Reminiszensen an die Brückenwaage im Heimatstädtchen diese vielleicht doch vergessen, wenn sich nicht eine an sie anknüpfende Erinnerung meinem Gedächtnis besonders tief eingeprägt hätte. Es muß zunächst erwähnt werden, daß unser Vater von sehr stattlicher, beleibter Statur war, was uns Buben seiner Würde durchaus angemessen zu sein schien. Wir meinten, es könne gar nicht anders sein, als daß er so wohl gerundet sei, wie er es in der Tat war. Nun wurde eines Tags, es geschah auch wieder während der Pause, auf der Brückenwaage ein gewaltiges Bostentier gewogen. Mächtiger, als wir je eines bisher gesehen hatten. Mit offenem Mund bestaunten wir den Koloß . . .

Daheim, beim Mittagessen, begannen wir von der Riesenkreatur zu erzählen. Und um es recht anschaulich zu machen, was wir zu schildern hatten, versicherte ich treuherzig: „Das Schwein war noch viel dicker als du, Vater".

Zu meinem bassen Erstaunen übte diese Erklärung eine ganz und gar nicht erwartete Wirkung aus. Ohne Ankündigung und Begründung ward mir ein Paar Maulschellen „von gesunden Eltern", wie man zu sagen pflegt, verabfolgt. Und obendrein sah ich mich aus der Stube verwiesen . . .

Erst nach einigen Jahren, schon fast zum Abiturient geworden, ging mir ein Licht auf. Und ich kam dahinter, daß für den Vater das Vergleichsmoment das „Schwein", für uns Buben aber die imponierende Mächtigkeit der Gestalt des Tieres wie des Vaters gewesen war.

So oft ich an einer Brückenwaage vorüber komme, fallen mir jene gesalzenen Ohrfeigen ein, die ich doch wohl unverdientermaßen habe einstecken müssen. Heute tun sie mir nicht mehr weh. Und ich kann herzhaft und unbekümmert über sie lachen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg